

Uta Pohl-Patalong

Kommentar **»Lebensstile« und Kirche**

Praktisch-theologische Wahrnehmungen und kirchliche Konsequenzen

1. »Lebensstile« und »Milieus« als Wahrnehmungshilfe

Die Einführung des Lebensstilkonzepts als weitestgehende Neuerung der vierten Kirchenmitgliedschaftsstudie erweitert gegenüber den vorigen Studien die Fragehorizonte, bietet differenziertere Erkenntnisse und eröffnet neue Perspektiven. Es knüpft einerseits an Fragen an, die die KMU III aufwarf, nimmt aber auch die Tendenz zu einer differenzierteren Wahrnehmung der Kirchenmitglieder und ihres Teilnahmeverhaltens auf, die in den letzten Jahren vor allem über die Milieuforschung Eingang in die Praktische Theologie und zum Teil bereits auch in die kirchliche Praxis gefunden hat: Im Rahmen der individualisierten Gesellschaft sind durchaus bestimmte »Typen« auszumachen, die von gewissen Gemeinsamkeiten hinsichtlich Lebensweise, Wertorientierungen, ästhetischen Vorlieben etc. geprägt werden. Das im Zuge der Befragungen entwickelte Lebensstilkonzept besitzt zum einen selbst Erkenntniswert, zum anderen bietet es Deutungsmöglichkeiten für die Fragestellungen der KMU IV. Eine Diskussion der Vorzüge und Nachteile des Lebensstilkonzepts gegenüber dem Milieukonzept wäre denkbar, scheint mir aber insgesamt wenig ergiebig. Sinnvoller erscheint mir zu fragen, was das Konzept der Lebensstile aus praktisch-theologischer und kirchlicher Perspektive leistet, was dadurch erkannt, bestätigt, differenziert wird und welche Fragen sich dadurch neu stellen.

2. »Kirche« und »Erscheinungsweisen von Kirche«

Das Lebensstilkonzept vertieft und erweitert die differenzierte Wahrnehmung von Kirchenmitgliedern, ihrer Beziehung zu Christentum und Kirche sowie ihres kirchlichen Teilnahmeverhaltens. Dass die Bipolarität von »Kerngemeinde« und »kirchlich Distanzierten« der Komplexität und Pluralität von Kirchenmitgliedschaft nicht gerecht wird, ist seit etlichen Jahren deutlich, gleichzeitig braucht es jedoch Orien-

tierungshilfen, um Teilnahmeverhalten wahrzunehmen und zu verstehen. Dies leisten die sechs Lebensstiltypen in einer Weise, die anschlussfähig ist an Alltagsbeobachtungen, diese aber strukturiert und in Reflexion überführt. Inhaltlich wird die seit einigen Jahren geäußerte Erkenntnis, dass das Verhältnis von Menschen zu Kirche und Religion nicht nur von der persönlichen religiösen Sozialisation geprägt wird, sondern auch Bezüge zur Lebensweise und zu den Lebensbedingungen besitzt, bestätigt und vertieft. Dabei ist es wenig überraschend, dass die Nähe zur Institution Kirche insgesamt mit einer Beteiligung an den kirchlichen Angeboten und einer Zustimmung zu christlichen Grundaussagen korreliert. Besonders in der Gegenüberstellung des kirchlich am stärksten verbundenen und engagierten hochkulturell-traditionsorientierten Lebensstiltypus und dem jugendkulturell-modernen Typ als dessen Gegenbild zeigt sich eine enorme Diskrepanz, die sich auf alle abgefragten Bereiche des Verhältnisses zu »Kirche« bezieht.

Diese Erkenntnis lässt sich nun praktisch-theologisch sehr unterschiedlich deuten; entsprechend legen sich sehr unterschiedliche Konsequenzen für die kirchliche Praxis nahe. Ein wesentlicher Deutungsschlüssel scheint mir die in der Studie fast durchgängig erkennbare Identifikation von »Kirche« und »Kirche in ihren derzeitigen (dominanten) Erscheinungsweisen« zu sein. Die gegenwärtige Gestalt der Kirche ist nicht nur historisch bedingt und theologisch kontingent, sondern auch deutlich lebensstilgeprägt, so dass sie bestimmten kulturellen und ästhetischen Vorlieben, aber auch inhaltlichen Orientierungen und Lebensgefühlen wesentlich mehr entspricht als anderen. Damit dürfte einerseits die Erkenntnis, dass Formen kirchlichen Handelns nie gleichermaßen für alle Menschen attraktiv sein können, endgültig unhintergebar sein. Andererseits zeigt aber die Studie auch in durchaus aufrüttelnder Weise, wie stark sich das kirchliche Handeln auf bestimmte Lebensstiltypen – nämlich den hochkulturell-traditionsorientierten und den gesellig-traditionsorientierten, zum Teil auch den hochkulturell-modernen – konzentriert, von denen die beiden dominanten mehrheitlich zudem noch der gleichen Altersgruppe der Seniorinnen und Senioren angehören. Weiter wird deutlich, dass das Spektrum der kirchlichen Sozialformen und Handlungsfelder, wie es sich in den letzten Jahrzehnten ausdifferenziert hat, im Bewusstsein der Mehrheit der Kirchenmitglieder noch nicht als »Kirche« verankert ist. Dass »Kirche« nicht nur die klassische Ortsgemeinde mit ihren agendarischen Gottesdienstformen und ihren lokal und familiär orientierten Gruppen und Kreisen ist bzw. sein muss, ist offensichtlich weder breit genug ausgeprägt noch hinreichend deutlich als ebenso legitime Formen von »Kirche« kommuniziert worden. Fatal wäre es hingegen, aus den Untersuchungsergebnissen etwa zu schließen, die traditionellen kirchlichen Sozialformen zu verstärken (weil diese im Bewusstsein auch von distanzierten Kirchenmitgliedern dominant seien). Hier macht die Lebensstilanalyse deutlich, dass und wie dies eine »Lebensstilverengung« der Kirche befördern würde, die weder kirchenpolitisch sinnvoll noch dem Auftrag des Evangeliums gemäß wäre. Für die Frage einer veränder-

ten Kirche ist der hochkulturell-moderne Lebensstiltyp von besonderem Interesse, insofern dieser grundsätzlich durchaus Interesse an der Kirche zeigt, dies jedoch mit kritischen Einstellungen gegenüber bestimmten Aspekten des derzeitigen kirchlichen Handelns verbindet.

3. Konsequenzen für kirchliches Handeln

Die letzten Überlegungen führen bereits zu der Frage nach den Konsequenzen der Erkenntnisse für das kirchliche Handeln. Mit Recht wird davor gewarnt, kirchensoziologische Untersuchungen wie diese unmittelbar auf die Praxis »anwenden« zu wollen, statt sie als Wahrnehmungshilfe zu verstehen, deren Umsetzung eigene praktisch-theologische Reflexionsgänge erfordern. Gleichwohl sind – in Abwandlung des Zitates von Paul Watzlawick über die Unmöglichkeit von Nichtkommunikation – vor dem Hintergrund der Finanz- und vor allem der Relevanzkrise diese Erkenntnisse in der kirchlichen Praxis nicht nicht lesbar unter der Fragestellung: »Was sollen wir tun?« Zudem sind die anstehenden Fragen nach der zukünftigen Gestalt der Kirche so drängend, dass sie schwerlich auf wertvolle Erkenntnisse verzichten können, aus denen zumindest Richtungsangaben für kirchliches Handeln erwachsen können. Ohne weitergehenden praktisch-theologischen Reflexionen (die sich in vielfacher Hinsicht nahe legen) vorgreifen zu wollen, möchte ich daher an ausgewählten Punkten nach ersten Konsequenzen der Studie für kirchliches Handeln fragen und dabei gleichzeitig die Grenzen einer unmittelbaren Umsetzung deutlich machen.

3.1 Relevanzkrise

Die Lebensstilanalyse bestätigt die praktisch-theologisch und auch kirchlich breit formulierte Beobachtung einer »Relevanzkrise« der Kirche ebenso, wie sie sie differenziert. In der Tat wird deutlich, dass Christentum und Kirche für viele Kirchenmitglieder eine wesentlich geringere Relevanz haben, als es ihrem theologisch begründeten Anspruch entspricht (vgl. beispielsweise die Fragen nach Gesundheit). Die Studie differenziert einerseits dieses Bild, insofern sie herausstellt, dass die Relevanz von Kirche und christlichem Glauben für hochkulturell-traditionsorientierte, für gesellig-traditionsorientierte und für hochkulturell-modern orientierte Menschen höher ist als für die Angehörigen der anderen Lebensstiltypen. Andererseits lenkt sie den Blick (in der oben geschilderten Wahrnehmungsperspektive) darauf, dass die inhaltliche Relevanz tendenziell gerade für diejenigen Gruppen hoch ist,

denen die gegenwärtigen Formen, in denen sich die Kirche präsentiert, in kultureller und ästhetischer Hinsicht nahe stehen. Die kirchliche Praxis wird damit genötigt, sich selbstkritisch zu fragen, wie sie durch bestimmte (kontingente) Weisen ihres Handelns die inhaltliche Bedeutung, die Christentum und Kirche für das Leben von Menschen haben, positiv oder negativ beeinflusst.

3.2 Gottesdienst

Die Untersuchung belegt sowohl quantitativ als auch qualitativ, dass die dominanten Angebote der Parochie eine nicht unbedingt intendierte, aber faktisch vorhandene hohe Zielgruppenorientierung aufweisen. Aus praktisch-theologischer Perspektive stellt sich im Anschluss an diese Beobachtung die Frage nach der integrativen Funktion der Parochie als Zusammenkunft Verschiedener in der fragmentierten Gesellschaft, die nicht selten postuliert wird. Sie verschärft sich im Blick auf den Gottesdienst als »Mitte der Gemeinde«, der offensichtlich ebenso der Zielgruppe des ersten, zweiten und zum Teil vierten Lebensstiltyps entspricht wie die anderen Handlungsfelder, während seine Formen den anderen Lebensstiltypen wesentlich weniger nahe stehen (besonders deutlich zeigt dies die Frage nach Zustimmung oder Ablehnung veränderter ästhetischer Formen im Gottesdienst).

Gleichzeitig besuchen aber auch diejenigen, denen die ästhetischen Formen des agendarischen Gottesdienstes entsprechen, ihn mehrheitlich »mehrmals im Jahr« und keinesfalls durchgehend jeden Sonntag. Welche Konsequenzen für das kirchliche Handeln daraus zu gewinnen sind, ist nun allerdings keineswegs eindeutig, sondern die Ergebnisse zeigen zunächst einmal praktisch-theologischen und kirchlichen Reflexionsbedarf an. Ausschließen lässt sich sicher ein ungebrochenes normatives Postulat eines regelmäßigen Gottesdienstbesuches, das eine Nichterfüllung schlicht als Desiderat begreift. Ob aber verstärkt unterschiedliche Gottesdiensttypen zu etablieren sind, ob die unterschiedlichen ästhetischen Vorlieben und Sozialformen stärker in einem Gottesdienst integriert werden oder ob eine gemeindliche Mitte überhaupt oder woanders gesucht wird, wird durch die Untersuchungsergebnisse nicht vorgezeichnet.

3.3 Gemeinschaft

Bereits die quantitative Befragung, dann aber vor allem auch die Gruppendiskussionen sind erhellend für die praktisch-theologisch und kirchlich gegenwärtig intensiv diskutierte Frage nach Gemeinschaft. Die Komplexität der Fragestellung, die einfachen Antworten wehrt, wird auch in den Untersuchungsergebnissen erkennbar. Die Aussagen zeigen, dass bereits »Gemeinschaft« an sich – vor jedem kirchli-

chen Bezug – einen unterschiedlichen Stellenwert im Wertgefüge und im Selbstentwurf unterschiedlicher Lebensstiltypen besitzt. Tendenziell stark, vor allem in Hinblick auf familiäre und lokale Bezüge, ist dieser beim hochkulturell-traditionsorientierten, beim gesellig-traditionsorientierten Lebensstiltypus und beim Do-it-yourself geprägten modernen Lebensstiltypus. Die im kirchlichen Rahmen angebotenen Formen von Gemeinschaft kommen wiederum den ersten beiden dieser Lebensstiltypen entgegen, so dass offensichtlich das Gemeinschaftsbedürfnis von hochkulturell- und von gesellig-traditionsorientierten Menschen von den kirchlichen Gemeinschaftsformen am stärksten befriedigt wird. Für den mehrheitlich von jüngeren Menschen repräsentierten Lebensstiltyp 5 scheint es hinreichend inhaltliche Gründe zu geben, dass seine – eigentlich ebenfalls auf Familie und Nachbarschaft ausgerichteten – Gemeinschaftsbedürfnisse seltener im kirchlichen Rahmen Befriedigung finden. Diesen Gründen wird nachzugehen sein.

Für die drei anderen Lebensstile konstatiert die Studie eine geringere Gemeinschaftsorientierung. Bei den Ergebnissen ist allerdings zu berücksichtigen, dass die Fragen im quantitativen Teil der Untersuchung stärker bestimmte Formen von Gemeinschaftsorientierung (wie lokal und familiär orientierte) nahe gelegt haben als andere (wie über größere Distanz aufrechterhaltene oder zeitlich begrenzte). Zudem ist »Gemeinschaft« im kirchlichen Kontext (und in diesem Rahmen verortet sich ja auch die Befragung) mit bestimmten Vorstellungen und Bildern konnotiert, so dass es für die Befragten kaum möglich gewesen sein dürfte, gedanklich zwischen »Gemeinschaft« an sich und »Gemeinschaft in den kirchlichen Formen, wie ich sie erwarte« zu trennen. Zudem sind Aussagen im Rahmen einer solchen Befragung immer auch Selbststilisierungen, zu denen beispielsweise eine Distanzierung von der Suche nach Gemeinschaft gehören kann, so dass eine »heimliche Sehnsucht nach Gemeinschaft«, wie sie von anderen Untersuchungen gerade für Jugendliche angenommen wird (vgl. Schweitzer/Conrad 2002), kaum erfasst werden kann.

Die Untersuchungsergebnisse sollten daher mit einer gewissen Vorsicht rezipiert werden. So kann zwar aus ihnen durchaus geschlossen werden, dass die kirchlich angebotenen Formen von Gemeinschaft für die ersten beiden Lebensstiltypen besonders »passförmig« sind. Über die Gemeinschaftsorientierung der vier anderen sind jedoch aufgrund der Untersuchungsergebnisse positiv kaum Aussagen zu machen. Für das kirchliche Handeln lässt sich hieraus allerdings die Konsequenz ableiten, die Formen von Gemeinschaft, die sie primär anbietet und die im Bewusstsein von Kirchenmitgliedern als »kirchliche Gemeinschaft« verankert sind (also auf Dauer angelegte, lokal und familiär orientierte Gruppen), als eine mögliche, aber nicht einzige Form von Gemeinschaft zu überdenken. Ein erster Schritt wäre, die mittlerweile ja durchaus vorhandenen Formen von inhaltlich orientierter und zeitlich begrenzter Gemeinschaft, die vor allem dem jugendkulturell-modernen und dem hochkulturell-modernen Lebensstiltypus entgegenkommen, auszuweiten und

stärker als Formen kirchlicher Gemeinschaft zu kommunizieren, als dies bisher geschieht. Die Gemeinschaftsbedürfnisse von und mögliche kirchliche Angebote für die Lebensstiltypen 5 und 6 müssten noch einmal gesondert reflektiert und erprobt werden.

4. Herausforderungen für folgende Studien

An weiteren Punkten ließe sich zeigen, dass die KMU IV mit dem Lebensstilkonzept ein differenziertes Bild des Verhältnisses der Kirchenmitglieder zu den gegenwärtig dominanten Formen kirchlichen Lebens und Handelns erhoben hat. Eine wichtige Herausforderung für künftige Studien scheint es mir zu sein, Zugang zu bekommen zu der Frage, ob und wie der Kontakt zu anderen kirchlichen Erscheinungsweisen gerade bei Angehörigen bestimmter Lebensstile die Verbundenheit und/oder das Teilnahmeverhalten, möglicherweise sogar die Zustimmung zu christlichen Glaubensäußerungen verändert: Würden sich beispielsweise Angehörige des jugendkulturellen Lebensstils, die an einer Jugendkirche beteiligt sind, anders äußern als diejenigen, die ausschließlich die parochiale Arbeit vor Augen haben? Die Differenz zwischen »Kirche« und »Kirche in den gegenwärtig dominanten Formen« herauszuarbeiten, ist dabei keineswegs einfach, weil es »Kirche« immer nur in konkreten Erscheinungsweisen gibt und gerade diejenigen mit größerer Distanz vorrangig die dominanten kirchlichen Formen vor Augen haben. Vor dem Hintergrund der aktuellen Fragestellungen nach veränderten Formen kirchlichen Handelns erscheint der Versuch nicht nur lohnend, sondern angesichts des Auftrags der Kirche, der sich an »alle Welt« wendet, unverzichtbar, zumal andere Formen kirchlicher Organisation gerade die unterschiedlichen Lebensstiltypen stärker in den Blick nehmen und sich zum Teil gerade aus der Perspektive bestimmter Gruppen von Menschen konstituieren. Dafür wäre sicher noch einmal ein neuer methodischer Zugang erforderlich, da nicht davon auszugehen ist, dass Visionen einer veränderten Gestalt von Kirche fertig vorhanden und »abrufbar« sind. Dies könnte jedoch gerade positive Rückwirkungen auf die Entwicklung inhaltlicher Visionen von Kirche haben, die der derzeitigen Debatte um die Zukunft der Kirche wohl täten.